

Der Nestbeschmutzer

Der Walliser Journalist Kurt Marti schreibt seit Jahren, was Lokalfürsten lieber verschweigen. Kaum einer weiss so gut wie er: Das Wallis tickt anders als die übrige Schweiz. **Text: Markus Föhn; Fotos: Marco Zanoni**

Als Kurt Marti auf der Bühne seinen Blick hebt und vorsichtig lächelnd seine Lesung für beendet erklärt, geschieht etwas, das er sich nicht gewohnt ist: Applaus brandet ihm entgegen. Hunderte klatschende Hände im Theatersaal im alten Zeughaus in Brig, öffentliche Anerkennung für ihn und für seine Texte, die ihm bislang hauptsächlich bloss Ärger eingebracht haben. Und Kurt Marti, der einige Stunden zuvor noch gesagt hatte, er wisse nicht, ob überhaupt jemand zur Lesung kommen werde, sitzt da und strahlt; strahlt wie einer, der dankbar feststellt, dass es doch noch Leute gibt, die ihn mögen.

Das tut gut, das ist Balsam für die Seele. Vor allem bei einem, der jahrelang hartnäckig in den zuweilen trüben Gewässern der Oberwalliser Lokalpolitik gestochert und dafür das Etikett des Nestbeschmutzers angehängt bekommen hat. Von 2000 bis 2010 fungierte Marti, Journalist und neuerdings auch Buchautor, als Redaktor der linken Zeitung «Rote Anneliese», die fünfmal im Jahr erscheint und die einzige Alternative zur Walliser Lokalpresse mit ihrem Hang zur Obrigkeitshörigkeit darstellt. Niemand war in dieser Zeit sicher vor seinen unbequemen Fragen zu Missständen im sonnenverwöhnten Oberwallis – weder Dorfkönige noch Baulöwen oder Kirchenmänner, und vor allem nicht die Parteioberen der im Wallis übermächtigen konservativen CVP und der CSP, ihrer christlichsozialen Abspaltung.

Ganze Kioskaufgaben wurden aufgekauft

Manchen war der heute 52-jährige dabei so sehr Ärgernis, dass sie ihn wegen seiner Artikel vor Gericht zerrten. Andere versuchten die Verbreitung eines unliebsamen Artikels zu verhindern, indem sie ganze Kioskaufgaben der «Roten Anneliese» aufkauften. Wieder andere verweigerten dem Journalisten aus Brig ganz einfach das Gespräch. Rolf Escher etwa, bis 2007 Oberwalliser CVP-Ständerat, beschied Marti auf eine schriftliche Anfrage: «Aus Gründen meiner inneren Hygiene lese ich seit Jah-

ren keine «Rote Anneliese», obwohl ich anscheinend oft darin erwähnt werde. In dieser Zeit habe ich diesem Blatt auch nie eine Stellungnahme abgegeben und sehe auch nicht vor, dies in Zukunft jemals zu tun.»

«Diese Rolle macht mir Spass»

Marti, verheiratet und zweifacher Vater, hat das alles stets über sich ergehen lassen, hat die Rolle des Nestbeschmutzers übernommen, ohne zu murren. «Ich bohre gern nach und nenne die Dinge beim Namen. Ich bin gerne investigativer Journalist, mir macht die Rolle des Nestbeschmutzers Spass.» Einräumen muss er allerdings: «Sie lässt einen mit der Zeit halt aber schon

«Politische Einfalt und Borniertheit»

Kurt Marti über das Wallis

etwas zum Aussenseiter werden.» Die Anfeindungen und Gerichtsverfahren der vergangenen Jahre haben an seinen Kräften gezehrt, er verhehlt es nicht. Als 2010 das Bundesgericht das Walliser Kantonsgericht anwies, Marti vom Vorwurf der üblen Nachrede freizusprechen, beschloss dieser, nun sei ein guter Moment da, bei der «Roten Anneliese» aufzuhören. Aufzuhören nach einem gewonnenen Prozess, bevor er Gefahr lief, sich gleich wieder den nächsten aufzuhalten.

Seither arbeitet der Briger als freier Journalist, doch er ist nicht losgekommen von seiner Rolle als Kritiker der Mächtigen und Selbstgerechten im Oberwallis. Im Gegenteil. Er hat über ein Dutzend «Anneliese»-Artikel nochmals hervorgeholt, hat ihre Entstehungsgeschichten unter dem Titel «Tal des Schweigens» als Buch veröffentlicht, liest nun öffentlich daraus vor. Zu wichtig seien sie, als dass man sie einfach unter den Tisch wischen könne, glaubt er. Und zu leise sei das Echo auf sie ausgefallen, als sie in der «Roten Anneliese» erschienen, da Politiker und lokale Medien sie totschwiegen.

Das Buch «Tal des Schweigens» bietet einen wenig erbaulichen Einblick in die Abgründe von Politik und Gesellschaft im Oberwallis. Da ist etwa der Chef der Walliser Gendarmerie, ein dreifacher und erklärtermassen gottesfürchtiger Familienvater, der sich mehrmals an der 13-jährigen Tochter seiner Geliebten vergreift, was die Behörden artig unter dem Deckel zu halten versuchen. Da ist der Bauunternehmer, der die Bauabfälle eines abgebrochenen Ferienheims lieber vergräbt statt ordentlich entsorgt, die Umweltbeamten an der Nase herumführt, die Abfälle schliesslich wieder ausgräbt und in ein Naturschutzgebiet kippt. Der Betreibungsbeamte, der 80 000 Franken vom Konto des Betreibungsamts auf sein eigenes abzweigt und von seinem Parteifreund in der Kantonsregierung gedeckt wird. Der Gemeindepräsident, der mit grössenwahnsinnigen Bauprojekten die Finanzen seines Dorfs an die Wand fährt und Warner mittels massiver Einschüchterung mundtot macht.

Kritik muss man sich erst leisten können

Der Geist von Vetterwirtschaft und Parteifilz weht durch diese Geschichten – Leser nördlich des Lötschbergs würden den Handlungsort spontan irgendwo in Süditalien vermuten. Marti glaubt jedoch nicht, dass in den steilen Tälern des Wallis mehr geschummelt und vertuscht wird als in anderen Landesgegenden: «Missstände dieser Art gibt es überall in der Schweiz. Das Land ist nun einmal kleinräumig, man kennt sich, das ist ein guter Nährboden für Filz und Mauscheleien.»

Und doch tickt das Wallis anders als etwa die ähnlich kleinräumige Innerschweiz. Die Geographie schaffe ein spezielles gesellschaftliches Klima, sagt Marti; die Abgeschiedenheit und räumliche Distanz zur übrigen Schweiz erschwere die Heranbildung einer Zivilgesellschaft, die ihre Obrigkeit kritisch beobachtet. Denn: «Ein Oberwalliser, der Kritik an den Institutionen üben will, muss sich das erst leisten können. Ist er auf Aufträge für sein Geschäft



Seine Texte machen ihn im Wallis zur Reizfigur: Kurt Marti

angewiesen oder will er seinen Job nicht gefährden, ist es nicht einfach, den Mund aufzumachen.»

Man kann das Wallis höchstens gleich völlig verlassen – so wie sieben von zehn Walliser Uniabsolventen ihrer Heimat den Rücken kehren, weil sie ihnen mit zu wenigen attraktiven Jobs und zu viel Vereinsmeierei aufwartet. Ein klassischer «Brain-drain», die Abwanderung junger, gut ausgebildeter Leute. Wer bleibt, wird Teil des Systems, und wenn nicht, arrangiert er sich damit, macht höchstens die Faust im Sack oder einen Witz an der Fasnacht.

Für Marti ist klar: Das ist auch das Ergebnis eines mittlerweile gut 155 Jahre alten und schweizweit einmaligen Mehrheitsregimes der Katholisch-Konservativen und ihrer Nachfolgeparteien, der CVP und der CSP. Zusammen mit der katholischen Kirche verteufelten die Walliser Konservativen im 19. Jahrhundert alles, was auch nur den Anstrich eines modernen, liberalen Staatswesens aufwies. Dabei habe sich eine Kultur der Obrigkeitshörigkeit gebildet, in der Kritik an den Herrschenden nicht vorgesehen sei. «Daran halten sich bis heute auch die meisten Journalisten hier, die eigentlich den Politikern auf die Finger schauen sollten.»

Im Gefängnis begann er zu schreiben

Dass ausgerechnet Kurt Marti diesen Auftrag übernehmen würde, war nicht von Anfang an vorbestimmt. 1960 kommt er als Bauernsohn zur Welt, fernab vom Wallis, im luzernischen Napfgebiet. Als er zweijährig ist, siedelt die Familie über nach Obergesteln im Goms. Marti besucht als Teenager in Brig das Kollegium Sanctus Spiritus, verschlingt Kafka, Marx und die Zeitschrift «Eurokommunist», die es am Bahnhofskiosk erstaunlicherweise zu kaufen gibt. Er verliert dabei aber nie den Draht zur bäuerlichen Herkunft – wenn er an den Wochenenden aus dem Kollegium in sein Dorf zurückkehrt, steht er zwei Stunden nach Schulschluss auf dem Misthaufen. Bis zu seinem 18. Lebensjahr verbringt er seinen Sommer jeweils auf einer Alp, zweieinhalb Monate, Jahr für Jahr, Kühe melkend, zufrieden.

Ein grosser Rebell, sagt Marti, sei er nie gewesen in seiner Jugend. Im Mainstream geschwommen allerdings auch nicht. «Ich war einfach ein Nonkonformist, mir war eigenständiges Denken schon früh wichtig»,

sagt er. Im Alter von 26 Jahren bringt ihn sein Nonkonformismus in Konflikt mit dem Gesetz: Marti, der mittlerweile in Bern Philosophie und Physik studiert, wird von der Militärjustiz zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, weil er aus politischen Gründen den Militärdienst verweigert. Man schickt ihn nach Granges im Unterwallis, in die Strafanstalt Crêtelongue.

Die Gefangenen dort hausen in einem schäbigen Gebäude, schlecht geheizt, feucht und schmutzig, in der Gefängnis-schreinerei wird an veralteten Maschinen ohne Schutzvorrichtungen gearbeitet. Als



«Missstände gibt es überall in der Schweiz. Das Land ist nun einmal kleinräumig.»

Kurt Marti, Journalist und Buchautor

die Hobelmaschine die Hand eines Mitgefangenen zerfetzt, protestiert Marti und kassiert dafür 20 Tage Isolationshaft. Ein Gefangener besorgt ihm Papier und Bleistift. Marti beschreibt in seiner Zelle die Zustände in Crêtelongue und lässt den Text hinausschmuggeln. Er landet in der Redaktion des «Walliser Boten», wird gedruckt. Als Sanktion kommandiert die Gefängnisdirektion Häftling Marti ab, um wochenlang bei Minustemperaturen Steine aus einem gefrorenen Acker zu graben – doch

die Debatte über die Zustände in den Walliser Gefängnissen ist eröffnet. Und Martis Feuer für den Journalismus entfacht.

Der Walliser zieht in die Innerschweiz, schafft die Aufnahme an die Ringier-Journalistenschule. Er kommt bei Zeitungen unter, arbeitet aber ab 1996 nur noch als freier Journalist; er sieht sich als Einzelkämpfer, grosse Redaktionen sagen ihm nicht zu. Ende der neunziger Jahre kehrt er mit seiner Frau zurück ins Wallis – nicht ahnend, dass er hier bald zum Stachel in der lokalen Medienlandschaft werden würde. «Ich wollte zurück, weil hier meine Wurzeln sind, nicht weil ich meine Heimat journalistisch aufmischen wollte», sagt er. Er sucht sich eine Nische als freier Journalist. Schnell landet er dabei bei Lokalgeschichten, über die alle schweigen.

Marti teilt auch gegen links aus

Hunderte solcher Geschichten hat Marti seither geschrieben. Kritiker werfen ihm vor, er habe sich zuweilen in Themen verrannt. Der Blick für grössere Zusammenhänge habe ihm gefehlt, beklagt ein ehemaliger Kantonspolitiker, der von Marti kritisiert worden war. Stets habe er fast zwanghaft nach dem Haar in der Suppe gesucht. Andererseits wird er als fair beschrieben, als einer, der jedem die Gelegenheit zu einer Stellungnahme gab. Als einer, der die 1973 gegründete «Rote Anneliese» vom Kampfblatt der SP zu einer kritischen Zeitung gemacht habe, die sich nicht scheue, auch gegen links auszuteilen. Als einer auch, der Missstände so hartnäckig ausrecherchiere, dass ihm das Wallis wohl sehr am Herzen liegen müsse.

Wann immer er kann, steigt Marti hoch zu den Alpen seiner Kindheit und Jugend; ein Bekannter, der ihn einmal begleitete, sagt, Marti kenne «beinahe jeden Stein dort oben» und fühle sich mit der Gegend «extrem verbunden». Marti streitet das nicht ab. «Ich mag das Oberwallis, ich bin gern hier», sagt er. «Aber schon eher wegen der Natur und ein paar Freunden als wegen der vorherrschenden Mentalität.»

In der Einleitung zu «Tal des Schweigens» schreibt Marti: «Die Walliser Landschaft und Gebirgswelt ist aussergewöhnlich vielfältig und grandios. Vom Genfersee bis zum Rhonegletscher. Sie kontrastiert mit der politischen Einfalt und Borniertheit in diesem Landstrich.» So redet nur einer, der leidet an seiner Liebe. ■